

## Artwalk 5

Ein kulturpolitischer Rundumschlag

*(Kunstzeitschrift Laterne, Chemnitz)*

Lang, lang ist's her. So fast zwei Jahre ungefähr, als ich zum vorigen Mal an dieser Stelle einen „Artwalk“ veröffentlichte. Unterdessen wohne ich seit einem reichlichen Jahr in Leipzig, bin aber ein oder zwei Tage in der Woche in Chemnitz und über die Vorgänge da einigermaßen informiert. Der Vergleich zwischen zwei Nachbar-Großstädten ist sicherlich auch ganz hilfreich, um wieder einmal einen Überflieger zur Chemnitzer Kulturszene zu versuchen, der wie gewohnt betont subjektiv angelegt ist.

Um ehrlich zu sein: Ich bereue den Umzug überhaupt nicht. Leipzig hat viel mehr an Kultur zu bieten. Gerade haben wir die Buchmesse sehr ausgiebig genossen. Von den fast 2000 Veranstaltungen in vier Tagen kann man natürlich nur einen Bruchteil mitnehmen, aber alles hat sich gelohnt. Und praktisch überall war trotz der sagenhaften Überdosis volles Haus oder man musste sogar anstehen.

Dass wir im Stadtzentrum wohnen, erleichtert die Wahrnehmung. Bis zur Moritzbastei sind es kaum fünf Minuten Fußweg, zu anderen Locations wenig mehr. Vieles kann man aber auch mit dem Fahrrad erreichen, die Flachbrüstigkeit des Terrains setzt wenig Widerstände.

Bis zur Baumwollspinnerei zwischen Plagwitz und Lindenau beispielsweise sind es auch mit dem Rad wenig mehr als zwanzig Minuten. Die Schnittlauchfelder auf den Dächern sind leider verschwunden, über die ich in meinem vorigen Artwalk berichtet hatte. Doch die Kunst blüht. Nicht nur die Hochschule für Grafik und Buchkunst hat neuerdings eine weitläufige Fabriketage für Studentenarbeiten dauerhaft belegt, sogar die New Yorker Galerie Pierogi unterhält jetzt hier eine Filiale. Und es geht weiter. In einer nahe gelegenen früheren Tapetenfabrik entsteht das nächste Galerien- und Party-Konglomerat.

Unerdessen waren wir auch einmal in Bimbotown, ebenfalls im Spinnereigelände ansässig. Der englische Aktionskünstler Jim Whiting hat dort eine alte Halle zu einem verrückten Event-Schuppen ausgebaut. Jeden ersten Sonnabend im Monat ist da die Hölle los. Neben Bands und Performances ist die Einrichtung selbst die Attraktion. Aktionskunst ohne Grenzen. Der Stuhl, auf den man sich niederlässt, knickt zusammen, während der Tisch in die Höhe schießt. Betten fahren ebenso wie ganze Wohnzeileinrichtungen durch die Gegend, Sofas entladen ihre Aufsitzer auf eine Förderbandschleife, Badewannen laufen über. Natürlich ist das reine Unterhaltung, aber weitab vom Schunkelklischee und sehr aufwändig in der Umsetzung.

In der Gesamtheit jedenfalls könnte die ehemalige Baumwollspinnerei jedenfalls ein hervorragendes Studienobjekt für Chemnitzer Lokalpolitiker sein. Hochkultur wie Judy Lübkes Galerie „Eigen + Art“ existiert neben der Selbsthilfegruppe „Das Boot“ für psychisch Beeinträchtigte, Kommerz neben Gemeinnützigkeit, Handwerk neben elitären Konzepten. In etwas bescheideneren Ausmaßen wäre all das auch in der früheren Aktienspinnerei am Schillerplatz möglich, in der zuletzt Stadtbibliothek und Neue Sächsische Galerie ihr Domizil hatten. Nach zwei Jahren Leerstand gibt es unterdessen auch eine Jugendinitiative, die Interesse an den alten Gemäuern hat. Der Cube Club muss früher oder später seinen jetzigen Würfel verlassen. Das wäre ein Anker. Hinzu kommen diverse Ateliers, Werkstätten, Probenräume ... Gern auch kommerzielle Mieter. Doch es geht ja um Chemnitz. Sobald da auch nur so eine Idee im Raum schwebt, wird zur Totschlagkeule gegriffen. Eine Sanierung des Komplexes würde 10 bis 12 Millionen kosten. Und ehe nicht 60 % vorab vermietet sind, fängt man gar nicht erst an. Fein.

Chemnitz hat aus bekannten Gründen nicht gerade einen Überhang an Jugendlichen. Die noch vorhandenen wiederum zeichnen sich nicht unbedingt durch gesellschaftliche Hyperaktivität aus, sieht man von den Nazis und Hools ab, die immer präsenter werden. Nun gibt es mal eine Gruppe von Aktivisten, die konstruktiv etwas bewegen will. Schon schrillen die Alarmglocken. Das

Netzwerk für Kultur- und Jugendarbeit, bei dem ich immer noch auf bescheidener Basis beschäftigt bin und dem auch die Laterne als Mitglied angehört, solle da doch bitte regulierend und filternd eingreifen, war zu vernehmen. Von wegen. Da müsste eher zu mehr Eigeninitiative aufgestachelt und diese dann unterstützt werden, auch wenn nicht alles gleich ausgereift ist und anarchistisch anmutet.

Noch vor kurzem habe ich vollmundig zu meinen Kollegen im Netzwerk gesagt, dass es solche aufwändigen und ausgefeilten Verfahren des Controllings und so genannten Qualitätsmanagements wie in der Jugendarbeit im Kulturbereich nicht gebe und auch gar nicht geben könne. Als ich nun vor wenigen Wochen an einem Kolloquium zur Fortschreibung des Chemnitzer Kulturentwicklungsplanes teilnahm, musste ich zu meinem großen Erstaunen hören, dass nun eben auch in der Kultur solche Kontrollverfahren eingeführt werden sollen. Der Wunsch wurde natürlich nicht in der Szene selbst geboren, so sehr da manchmal auch Mißgunst und Ellenbogeneinsatz herrschen mögen. Nein, die Politik möchte wissen, was mit dem vielen (?) schönen Steuergeld passiert, das in solch ein schwammiges Gebilde einfließt. Beim Straßenbau kann man handfest nachmessen, wieviele Euro dabei einbetoniert wurden, und das nebenbei geflossene Schmiermittel wird schon irgendein Rechnungshof irgendwann auffangen. Doch in der Kunst können sich die Akteure, die vor drei Zuschauern auftreten, immer noch auf Stefan George berufen: „des sehers wort ist wenigen gemeinsam ...“ Mit solch einer Verschwendung soll nun Schluss sein. Doch gab es das nicht schon, vor gar nicht allzu langer Zeit? Da war festgeschrieben, was Kunst ist, und was unter Dekadenz fällt. Wer freiberuflich kreativ tätig werden wollte, wurde zunächst Kandidat in einem der großen Verbände, um nach zwei oder drei Jahren vor einer strengen Kommission zu stehen, die schließlich den Daumen hob oder senkte. Vorwärts in die Vergangenheit!

Doch wer derart lästert, bekommt sofort das Argument um die Ohren, dass man so oder so um das gewünschte Controlling nicht herumkäme. Also wäre es besser, die Kriterien selbst zu erarbeiten, als sie von außen aufgedrückt zu bekommen. Der Verdacht liegt nahe, dass diese wohlmeinenden Menschen fester Bestandteil der gutbezahlten Kommissionen sein werden, die in den nächsten Jahren Messlatten schnitzen sollen. Da kein zusätzliches Geld geopfert werden kann, geht das Honorar von Prokrustes & Co aus dem Topf der Kulturförderung ab. Der Zweck heiligt die Mittel, sicherlich wird man hinterher ja noch viel mehr einsparen können. Im günstigsten Fall wird die Verschwendung von Mitteln wirkungslos bleiben. Es kann aber auch zu einer grausamen Gleichmacherei kommen.

Stellen wir uns doch mal vor: Der Laterne eV soll vom Kulturred mit dem Neue Chemnitzer Kunststätte eV, dem Kunst für Chemnitz eV und dem Künstlerbund eV nach streng nachprüfbareren Kriterien verglichen werden. Also: Zahl der Mitglieder, Zahl der Ausstellungen, Besucher pro Ausstellung und pro Jahr, Anzahl und Umfang der Presseartikel etc. Wer so etwas fordert, hat offensichtlich nicht begriffen, dass Kunst und Kultur essentiell von Differenzierungen leben. Und wie sollte man beispielsweise das in Chemnitz ansässige Sächsische Sinfonieorchester vergleichen. Es ist das einzige Laienorchester dieser Art im Freistaat. Hat es nun Glück, weil jeder Maßstab fehlt? Oder muss aus genau diesem Grunde jegliche Unterstützung gestrichen werden? Die Politiker, die solchen Schwachsinn fordern, mögen halbe Analphabeten sein, die Kulturpolitiker und Wissenschaftler, die sich an der Ausarbeitung solcher Verfahren wissentlich beteiligen, sollten aber künftig Hausverbot in allen Museen, Theatern, Galerien und Bibliotheken erhalten und von der GEZ den Empfang von Arte und 3Sat abgestellt bekommen. Dann würde auch diese Anstalt endlich einmal etwas Gutes tun.

Die Förderung werde ja pauschal nach eingefahrenem Ritus an die ewig gleichen Verdächtigen ausgereicht, lautet ein Argument der QE-Befürworter. Seltsam: Gerade mit der quantitativen Messbarkeit würde zementiert, dass die ausgekochten Alten am besten abschneiden, während neue Initiativen, die noch keine Erfahrung haben, außen vor bleiben. Nach einigen Jahren Erfahrung mit der Chemnitzer Kulturförderung kann ich doch sagen, dass man sich hier zumindest bemüht, Gerechtigkeit und Ausgewogenheit walten zu lassen. Vergleichsmechanismen gibt es dabei

tatsächlich aber schon lange. Jeder Fördermittelantrag wird zunächst intern nach einem Punkteschema bewertet. Der Verwaltungsvorschlag liegt dann dem Kulturbeirat vor. Das ist ein Luxus, den die Stadt sich leistet. In vielen anderen Städten gibt es solche Beiräte nicht, denn sie sind keine Pflicht. Ob nun jeder sogenannte Sachverständige, der da sitzt, tatsächlich die richtige Person ist, sei mal dahingestellt. Als Kontrollorgan mit gewisser fachlicher Kompetenz ist der Beirat aber bestimmt nützlich. Ein übergestülptes Controlling-Schema würde seine Arbeit jedoch pervertieren.

Nun muss ich auch bei diesem Thema nochmal auf Leipzig zurückgreifen, diesmal als Negativbeispiel. Dort ist der Kulturentwicklungsplan noch in Arbeit. Als Vorarbeit dazu ließ man eine auswärtige Agentur – ja, auch hier ist das kommunale Selbstbewusstsein nicht gerade überbordend – zunächst ein Ranking nach selbst erstellten Kriterien ausarbeiten. Wichtigstes Kriterium ist die Musik, speziell in der klassischen Ausformung. An ihrem Verhältnis dazu werden dann die Kultureinrichtungen gemessen. Selbst Häuser, die bei dem Verfahren ganz vorn gelandet sind und profitieren könnten, bezeichnen die Herangehensweise als Quatsch. Dabei ist es doch ein hervorragendes Exempel für Qualitäts-Rating in der Kultur!

Vor einem reichlichen Jahr gab es in der Neuen Sächsischen Galerie die Resultate des Projektes „Chemitz City Resort“ zu sehen, teilweise auch zu hören. Mehrere Kreative, auswärtige und ortsansässige, hatten sich auf künstlerische Weise mit der Spezifik dieser Stadt befasst. Die Ergebnisse waren teilweise sehr aufs Ästhetische zugeschnitten und hätten so oder so ähnlich auch an anderen Orten entstanden sein können. Am gehaltvollsten war das auf CD gebrannte Feature von Beate Düber, welches allerdings auch mehr dokumentarisch-analytisch als künstlerisch an die Themenstellung heranging.

Das Erstaunlichste bei der Befragung der teilnehmenden Künstler war, dass sie die Chemnitzer als ein Volk der (überwiegend) Zufriedenen kennengelernt haben. „Ich fand es schwer, den Leuten zu vermitteln, wo hier die Probleme liegen.“, sagte einer von ihnen. Mir ist seltsam zumute, wenn ich solche Aussagen höre, die ja nicht einfach aus der Luft gegriffen wurden. Spricht es für das schlichte Gemüt der Eingeborenen oder bin ich nur ein arroganter Nestbeschmutzer, der zu allem Überfluss auch noch abgehauen ist?

Jedenfalls haben mich diese Einschätzungen zum Gedankenexperiment eines „Think positive!“ veranlasst. Vielleicht läuft ja alles in die richtige Richtung, die wenigen Ecken und Kanten werden sich schon noch abschleifen. Gewiss: Die Stadtbevölkerung wird immer älter. Na und! Warum denn krampfhaft dagegen ankämpfen? Im Herbst 2005 war ich mal in Franzensbad, einem der berühmten nordböhmischen Kurorte. Das könnte als Modell im Kleinen dienen. Ich kam mir als Mittvierziger dort wahnsinnig jung vor. Es gibt natürlich auch Jugendliche, die haben einen sicheren Job als Pflegepersonal, Masseur oder Kellner. Abends, oder auch morgens nach der Nachtschicht, fahren sie dann mit der Regionalbahn oder eigenen Skoda in eine andere Stadt, wo es Diskos und andere jugendgemäße Freizeitvergnügen gibt.

Segregation, also die räumliche Absonderung verschiedener Bevölkerungsschichten, wird meist als etwas Negatives angesehen, dem entgegengewirkt werden sollte. Möglicherweise ist das ein tragischer Irrglaube. Das Konfliktpotenzial ist doch unter Gleichgesinnten viel geringer.

Dann wäre auch die gerade hochgekochte Diskussion über Lautstärken nach zehn Uhr abends überflüssig. Wer so spät noch feiern will, gehört hier einfach nicht her. Große Konzertveranstalter haben Chemnitz sowieso kaum auf ihrem Tournéeplan stehen, sofern sie nicht auf Schlager und Musikantenstadel spezialisiert sind. Vielfalt ist teuer und wird überflüssig, wenn die Zielgruppe an einem Ort so dominant ist, dass man auf Abschweifungen verzichten kann.

Das mag nun für alle, denen dieses Bild der Stadt persönlich nicht so zusagt, unbehaglich klingen. Aber es ist eine reale erscheinende Option mit vielen Vorteilen. Und Alternativen gibt es ja, ich habe sie schon vollzogen.

